

Susanne Gantert

Wort und Schwert



Historischer
Roman

Die Geschwister Andreas, Agnes und Thomas sowie ihre Ziehschwester Barbara wachsen als Kinder des in den Religionskriegen von seiner Pfarrstelle im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel nach Braunschweig geflüchteten Pastors Nicolaus Riebestahl auf.

Andreas, klug und abenteuerlich, überwirft sich früh mit seinem Vater, weil er ihm die Mitschuld an dem frühen Tod der Mutter gibt. Eigentlich für die Pastorenlaufbahn bestimmt, läuft er von zuhause weg und schließt sich einem für Braunschweig kämpfenden Söldnertrupp an.

Agnes übernimmt viel zu jung die Mutter und Hausfrauenrolle. Als diese ihr nach Jahren wieder von einer Stiefmutter abgenommen wird, besucht sie eine höhere Töchterschule. Doch ein ungeheuerliches Ereignis wendet ihr Leben zunächst in ganz andere Bahnen.

Thomas begibt sich auf die Laufbahn eines evangelischen Pastors und Gelehrten. Er leidet unter den unorthodoxen Lebenswegen, die seine Geschwister einschlagen und findet sich auf dem eigenen Weg nicht zurecht.

Das Findelkind Barbara ist eine kreative Frohnatur. Sie möchte unbedingt hinter das Geheimnis ihrer Geburt kommen und unternimmt einige Anstrengungen.

Die Geschwister bestehen gemeinsam und allein eine Reihe von Abenteuern vor dem Hintergrund der nachreformatorischen Religionskriege. Der Roman endet im Jahr 1569, dem Jahr, in dem die evangelisch-lutherische Kirchenordnung im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel Geltung erlangte. Also genau vor 450 Jahren.

Susanne Gantert, aufgewachsen in Salzgitter, Alfershausen in Franken und Braunschweig, begann ihre literarische Tätigkeit als Folge einer populärwissenschaftlichen Auftragsarbeit für die Stadt Salzgitter. Die interessante (Kirchen-) Geschichte des Braunschweiger Landes inspirierte die Theologin und nebenamtliche Kirchenmusikerin zu dem vorliegenden Roman. Die Autorin hat bereits die Konrad-von-Velten-Trilogie (Gmeiner-Verlag) und unter ihrem jetzigen Namen (Diestelmann) und zusammen mit ihrem Mann einige Geschichtenbände über das Braunschweiger Land (Wartberg-Verlag) veröffentlicht. Der vorliegende Roman erzählt die Geschichte der Familie Konrad von Veltens zur Zeit seiner Geburt.

Handelnde Personen

Die mit einem Stern gekennzeichneten Personen haben wirklich existiert. Ihre Namen tauchen mal mehr, mal weniger in den Geschichtsdokumenten auf. Ihre Handlungen in diesem Buch sind jedoch weitgehend erfunden, wie es im Kapitel Wahr und Unwahr erklärt werden wird.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel.*

Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel*.

Herzogin Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel*, Ehefrau von Herzog Julius.

Adelheid von Lafferde*: Erste evangelische Äbtissin des Kreuzklosters Braunschweig, das seit 1532 als lutherischer Frauen-Konvent geführt wurde.

Burkhard von Saldern und Heinrich von Saldern*: Oberhäupter des Adelsgeschlechtes von Saldern im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Achatz von Velten (Veltheim)*: Oberhaupt des Adelsgeschlechtes von Veltheim im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Margarethe von Velten (Veltheim)*: Seine Verlobte und spätere Ehefrau.

Albrecht II. Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach *

Heinrich von Navarra*, später Heinrich IV, König von Frankreich.

Katharina von Navarra*, seine Mutter.

Katharina de Medici* Königinmutter von Frankreich.

Fürst Louis von Condé*, Anführer der Protestanten in den Hugenottenkriegen.

Herzog von Franz von Guise*, Anführer der katholischen Fraktion in den Hugenottenkriegen.

Jean de Poltrot*, Edelman aus Angoumois.

Kanzler von Halver*, Kanzler in Wolfenbüttel

Wolf Hase, Kanzleisekretär*

Kanzler Frundek von Mysinger*, späterer Kanzler in Wolfenbüttel

Nicolaus Riebestahl*. Ehemals katholischer Priester. Nach Übertritt zum lutherischen Glauben Pfarrer in Niederfreden (heute Lichtenberg).

Magdalena: Erste Ehefrau von Nicolaus und Mutter von Andreas, Agnes und Thomas.

Andreas: Andreas Riebestahl. Ältester Sohn von Nicolaus und Magdalena.

Agnes: Seine Zwillingschwester.

Thomas: Der jüngere Bruder.

Barbara: Ein Findelkind, das in der Familie aufwächst.

Katharina Gesenius: Zweite Ehefrau von Nicolaus.

Martha und Magdalene: Ihre Kinder mit Nicolaus.

Max von Velten: Offizier, im Dienste der Stadt Braunschweig.

Feline: Landsknechtsfrau.

Matthias: Stadtwächter in Braunschweig und ehemaliger Landsknecht. Felines Lebensgefährte und späterer Ehemann.

Lorenz Kale: Braunschweiger Kaufmannssohn und als schwarzes Schaf der Familie als Söldnerführer unterwegs.

Sophie Kale: Braunschweiger Patriziertochter.

Ludmilla: Bedienstete am Hof derer zu Saldern. Stammt aus dem Böhmischen.

Frieda: Bewohnerin der Burgruine Lichtenberg.

Francine: Eine französische Trosshure.

Hippolyte Gauthier und seine Frau Berthe: Hugenotten.

Gernod Brandes: Herzoglicher Kammerdiener.

Paul und Hans: zwei Bauernjungen.

Gretje und Hinnerk: Bedienstete im ›Roten Kloster‹.

Und: Bedienstete, Landsknechte, Geistliche und andere.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV
Kapitel XXVI
Kapitel XXVII
Kapitel XXVIII
Kapitel XXIX
Kapitel XXX
Kapitel XXXI
Kapitel XXXII
Kapitel XXXIII
Kapitel XXXIV
Kapitel XXXV
Kapitel XXXVI
Glossar

Kapitel I

*Mytten wir ym leben synd
mit dem todt umbfangen.
Wen suchen wir, der hullfe thu,
das wir gnad erlangen?
M.Luther*

Braunschweig, Oktober 1551
Andreas

Obwohl Agnes ihrem Bruder Thomas und ihr Zwillingsbruder Andreas der kleinen Barbara die Ohren zuhielten, als das Wimmern zu einem neuen Schrei anschwell, zeichnete sich das wachsende Grauen auf den Gesichtern der beiden Vierjährigen ab. Thomas schüttelte verzweifelt Agnes Hände ab und machte Anstalten, unter dem Tisch hervorzukriechen, unter dem die größeren Geschwister vor Stunden ein kleines Lager errichtet hatten.

Barbara dagegen drückte den Lockenkopf noch fester an die Brust ihres Ziehbruders Andreas und wartete auf das vertraute Gefühl der Geborgenheit, das sie immer in Andreas Nähe spürte. Aber heute gab es hier nur dieses eisige Gefühl der Kälte, das sie schon seit gestern nicht mehr verlassen hatte. Da war sie wie selbstverständlich auf den Schoß der Mutter geklettert, auf dem durch den mächtigen Bauch nur noch wenig Platz war, und da war es eiskalt durch sie hindurchgekrochen.

Nun war das Schreien im Nebenzimmer zu etwas angeschwollen, dass keines der Kinder mehr mit einer

menschlichen Stimme in Verbindung bringen konnte, schon gar nicht mit der Stimme der sonst immer fröhlichen und ausgeglichenen Mutter.

Thomas hatte sich inzwischen ganz aus der Umklammerung von Agnes befreit und lief auf seinen kurzen stämmigen Beinen auf die Tür zum Nebenzimmer zu, als diese sich von innen öffnete und die rotgesichtige dicke Magd Anna herausgestürmt kam. Fast fiel sie über Thomas, konnte ihm gerade noch ausweichen aber nicht verhindern, dass er von ihren ausladenden, wehenden Röcken zu Boden geschleudert wurde.

Unmittelbar begann er nun das bisher unterdrückte Schreien des Grauens aus sich heraus zu heulen, aber die sonst gutmütige Magd schrie nur barsch in Agnes Richtung:

»Halt mir doch die Bälger aus dem Weg! Ist der Karl immer noch nicht mit dem Herrn zurück?«

Sie wartete allerdings eine Antwort gar nicht ab, schnappte sich ein paar von den Tüchern, die auf dem Tisch lagen und verschwand wieder hinter der Tür, die in die Nebenkammer führte.

Der kurze Augenblick hatte jedoch gereicht, dass die Kinder einen Blick auf das große Bett, das die Kammer nebenan fast ausfüllte, werfen konnten. Teilweise war es durch den breiten Rücken und den ausladenden Hintern der Hebamme verdeckt, aber der gewaltige Berg unter der Decke, der das neue Geschwisterchen beherbergte, wie die Kinder wussten und das Schweiß überströmte, verzerrte Gesicht der Mutter war kurz ihren Blicken preisgegeben.

Thomas warf sich gegen die mit einem Knall zugefallene Tür und schlug bitterlich weinend mit seinen Fäusten dagegen, aber sie blieb unerbittlich geschlossen. Agnes begann an seinen kleinen Ärmchen zu zerren und als er sich nicht fortziehen ließ, hob die Zehnjährige ihn verzweifelt hoch und schleppte das strampelnde Bündel zum Tisch zurück unter dem Andreas nun den kleinen Bruder festhielt,

während er gleichzeitig versuchte, nicht die schützende Umarmung mit Barbara aufzugeben.

Ein erneuter Schrei, diesmal nur kurz, zerriss die vorübergehend eingetretene, nur von Thomas leisem Schluchzen unterbrochene Stille, dann wurde es ganz ruhig. Alle vier Kinder starrten nun auf die Tür. Agnes wisperte:

»Gleich wird es schreien. Das tun sie, wenn sie geboren sind.«

Doch es blieb weiterhin still. Andreas versuchte Agnes, die immer blasser wurde, aufzumuntern:

»Vielleicht schreit es nur ganz leise!«

Dann ertönte ein leises Wimmern, das aber, ehe man es für das Weinen eines Neugeborenen halten konnte, zu lautem Wehklagen anschwell. Gleich darauf schimpfte die barsche Stimme der Hebamme mit Worten, die die Kinder nur teilweise verstehen konnten:

» ... Herrn holen ... lausiger Bursche ... Wirtschaft ... Kinder ... «

Aber das Heulen ging in kurze Schnaufer und Schluchzer über und endlich öffnete sich die Tür.

»Mutter Magda, bleib!« rief Barbara und streckte die Arme aus.

Aber es trat nur die Magd Anna aus der Kammer, verschwitzt, verheult und mit zitternden Lippen. Ihre einstmals weiße Haube saß schief auf ihrem Kopf, darunter quollen die schon angegrauten krausen Haare hervor. Die Schürze war fleckig und nass und Andreas, der sich erst gestern die Hand an einem Holzsplitter aufgerissen hatte, wusste, dass die rote Farbe, die sich teilweise als runde Flecken, teilweise aber als auch verwischte und schlierige Flächen auf der Schürze ausbreitete, von Blut stammen musste.

Ganz gegen ihre sonst so gutmütige Art würdigte die Magd die Kinder keines Blickes, ja sie schien nicht einmal das leise Weinen der beiden kleineren Kinder zu hören,

sondern stürmte zur Haustür, riss sie auf und verschwand in der dunklen, stürmischen Nacht.

Die Tür schloss sich nicht wieder, weil sie gerade in diesem Moment von einer heftigen Sturmbö erfasst wurde. Braune Blätter wirbelten herein und feuchtkalte Luft blies bis unter den Tisch in das Nest der Kinder, die in ihren fadenscheinigen Kitteln erschauerten und nun die Nähe der Anderen nicht nur aus Angst und Schrecken, sondern auch wegen der eisigen Kälte von draußen suchten.

Ehe sich aber Andreas ein Herz fassen konnte um aufzustehen und wenigstens die Tür wieder zu schließen, öffnete sich die andere Tür zur Kammer ein zweites Mal. Diesmal füllte Berthe, die Hebamme den Rahmen aus. Mit grollender Stimme, aber doch für ihre Verhältnisse einigermaßen freundlich sagte sie zu den Kindern: »Ich muss gehen. Hat alles schon ein bisschen zu lange gedauert und die Anne vom Gerbermeister Klaus liegt auch in den Wehen. Wer weiß, ob ich da noch zurechtkomme! Ihr bleibt da, wo ihr seid, ist das klar? Die Anna ist gleich zurück, hoffentlich mit dem Herrn Pastor und diesem Taugenichts von Knecht! Dann wird man euch schon sagen, was zu geschehen hat. Habt ihr das verstanden?«

Außer einem großäugigen Kopfnicken von Agnes erhielt die Hebamme keine Antwort, aber das schien sie auch schon nicht mehr zu interessieren, denn schon war sie im Sturm verschwunden, diesmal die Haustür mit einem Knall hinter sich schließend.

»Mutter Magda ist auch gegangen!«, flüsterte Barbara erneut und schaute sehnsüchtig zur Kammertür.

»Nö, wir gehen zu Mama!«, widersprach Thomas.

Agnes schüttelte den Kopf und legte den Zeigefinger auf die Lippen.

»Pssst, vielleicht schläft sie und das neue Geschwisterchen bestimmt auch. Kommt, wir schlafen auch ein bisschen bis der Vater zurückkommt. Es ist ja auch schon so spät!«

»Will in der Kammer bei Mama schlafen!«, erwiderte Thomas nun schon energischer.

»Die Hebamme hat´s verboten, hast du doch gehört. Aber ich kann euch eine Geschichte erzählen, dann ist bestimmt auch gleich der Vater wieder da!«, entgegnete Andreas mit aufgesetzt zuversichtlicher Miene.

»Wie wär´s mit der Geschichte, als der Bäckermeister eine Mehldusche vom Müllerssohn bekam?«

Normalerweise konnte eine Geschichte von Andreas die Kinder sofort bedingungslos in ihren Bann ziehen, aber heute war schon zu viel Beunruhigendes geschehen, und den energischen kleinen Thomas hielt nun nichts mehr. Er riss sich von Agnes los und stürmte erneut zur Kammertür. Als ihm wieder bewusst wurde, dass er noch nicht an die Klinke reichte, fing er jämmerlich an zu heulen. Agnes wusste sich nun auch nicht mehr anders zu helfen und eilte zu ihm und öffnete vorsichtig die Tür. Andreas, mit Barbara an der Hand, zog nach. Zu viert standen sie nun schweigend im Lichtkegel aus der Wohnstube, der schwach die Schlafkammer erleuchtete.

Als sich ihre Augen an die Dunkelheit in der Kammer gewöhnt hatten, sahen sie, dass ihre Mutter ganz zugedeckt war. Sogar der Kopf verschwand unter dem weißen Laken, nur eine helle, blonde Haarsträhne wand sich seitlich darunter hervor. Vom Geschwisterchen war auch nichts zu sehen. Gespenstische Stille hüllte den Raum ein, wie dichter Herbstnebel. Ein fremdartiger, metallischer Geruch waberte darüber. Die Kinder waren erstarrt. Selbst Thomas wusste intuitiv, dass er nun doch nicht zur Mutter gehen sollte. Irgendetwas war passiert, was gar nicht richtig war. Vor Agnes Augen spielte sich plötzlich eine ganz andere Erinnerung ab: Der Vater trat aus der Kammer und hielt Agnes und Andreas ein strampelndes und schreiendes Bündel entgegen mit den Worten:

»Na wollt ihr nicht euer Brüderchen begrüßen?«

Eine müde aussehende aber glücklich lächelnde Mutter hatte ihnen damals aus den Kissen entgegengeschaut. Was war denn heute so anders?

Mit einem neuen Krachen flog die Tür auf. Sofort war es mit der lähmenden Stille vorbei. Die Kinder flogen herum und sahen ihren Vater mit dem Knecht Karl und der Magd Anna hereinstürmen.

»Oh Gott, oh Gott, was macht ihr denn da? Kommt da weg!«, schluchzte Anna und fegte die Kinder zur Seite zurück in die Wohnstube.

Der Vater ging, nicht ohne den Kopf in die Richtung von Anna schüttelnd und mit den tadelnden Worten »du sollst doch den Namen des Herrn nicht unnütz gebrauchen, Anna!«, an ihnen vorbei und schloss sanft die Kammertür hinter sich.

Kapitel II

*Mytten yn dem tod anfycht
uns der hellen rachen.*

*Wer will uns aus solcher not
frey und ledig machen?*

M.Luther

Die Beerdigung war schmucklos, trostlos und kalt gewesen. Es hatte fast nur ein Armenbegräbnis werden können, weil der Vater ja immer noch keine besser bezahlte Stelle hatte bekommen können. Seit der Flucht vor drei Jahren aus Niederfreden nach Braunschweig war er nur inoffizieller Assistent des Petripfarrers mit Aussicht auf eine Adjunktenstelle nach besserer Examination.

Auf dem Petrikirchhof hatten sich eine kleine frierende Schar der Nachbarinnen und ein, zwei Theologenfreunde des Vaters eingefunden. Die Kinder sollten eigentlich gar nicht zum Friedhof mitkommen, sondern unter der Aufsicht einer Nachbarin zuhause bleiben, aber Agnes und Andreas hatten sich dieser Anweisung still und unauffällig widersetzt. Letzten Endes kümmerte es auch niemanden, denn der Vater war seit den Ereignissen des vorletzten Tages verstummt und hatte die ganze Zeit nur über seiner Bibel gebrütet.

Die schlichte Trauerfeier am Grab hielt der Petripfarrer, dem man ansah, dass er jetzt lieber ganz woanders wäre, einesteils vielleicht der Kälte wegen, zum anderen, weil er seinen Assistenten nicht allzu sehr mochte und seine

Anstellung nur wegen der Fürsprache durch den allmächtigen Generalsuperintendenten duldeten.

Als die Schar der Trauergemeinde sich verflüchtigt hatte, standen nur noch Nicolaus Riebestahl und seine beiden Kinder am Grab. Agnes weinte leise vor sich hin. Der Vater starrte hinab in die offene Grube auf die schlichte Holzkiste und rieb dabei mit dem Daumen über den Einband des dicken Buches, der Bibel, die er in der Hand hielt.

»Wo seid Ihr gewesen, Herr Vater?«, fragte Andreas mit erstickter Stimme.

»Bei Bruder Cisnerus, du weißt doch, dass er eine neue Schrift gegen die Zwinglianer verfassen will und ich sollte ihm helfen«, entgegnete Nicolaus, der sofort verstand, worauf sein Sohn hinauswollte.

»Aber Ihr wusstet doch, dass die Frau Mutter die Hebamme hat holen lassen!«

»Jaja, das wusste ich wohl, aber bei so was haben wir Männer nichts zu suchen, wir stören das Weibervolk dabei nur. Und das dauert ja auch immer sehr lange. Bei dir und Agnes hat's zwei Tage gedauert.«

»Aber warum seid Ihr nicht gekommen, als der Karl euch geholt hat?«

»Ich bin doch bald gekommen, wir steckten bloß gerade in einem ziemlich vertrackten Abschnitt. Wenn man da nicht alles ganz wahrhaftig ausdrückt, wird einem das Wort gleich wieder im Munde verdreht. Aber das kannst du noch gar nicht verstehen, du bist viel zu jung!«

»Aber die Frau Mutter ist tot und keiner hat für sie gebetet! Und meine kleine Schwester kommt jetzt überhaupt nicht in den Himmel. Der Herr Vater hätte sie taufen müssen!«

Die letzte bisschen Farbe wich aus dem Gesicht von Nicolaus. Er senkte den Kopf noch weiter zum Grab hin und flüsterte:

»Was redest du da für einen Unsinn! Geh, Andreas. Wir reden ein anderes Mal darüber! Geh!«

Verzweifelt wischte Andreas mit der Hand die Bibel aus der Hand des Vaters und schrie:

»Hat Gott gesagt, dass kleine Kinder in die Hölle kommen sollen? Dann ist das kein lieber Gott!«

»Nein, das hat er nicht gesagt, aber ...«

Nicolaus verstummte, denn Andreas hatte sich abrupt auf dem Hacken umgedreht und lief vom Friedhof hinunter, durch die engen Gassen der Stadt direkt zum Petritor hinaus. Er rannte die Straße entlang, bis er schon vor den Ruinenresten des geschleiften Kreuzklosters am Rennelberg stand. Da besann er sich und schlug sich seitlich in die Büsche.

An einem kleinen, abseits gelegenen Teich, der, wie er wusste, zum zerstörten Kloster gehörte, machte er Halt und warf sich trotz der bitteren Kälte und des scharfen Ostwindes ins Gras, drehte sich auf den Bauch, legte den Kopf auf die Arme und weinte bitterlich. Er weinte um die tote Mutter und um das tote Geschwisterchen, er weinte um sich, um Agnes, Barbara und Thomas. Und er weinte um den Vater. Aber darein mischte sich ein Gefühl des Grolles, das ihn immer wieder überkam, wenn er an den Vater dachte.

Schon oft hatte er gedacht, dass der Vater der Mutter zu viel aufbürdete und sich zu wenig um sie und die Kinder kümmerte. Immer, wenn die Mutter ihn um etwas bat, sagte er nur abwesend »ja, ja« und tat es dann nicht. Seine Mutter beklagte sich nicht, aber Andreas hatte schon so manches Mal die Enttäuschung in ihren müden Augen gesehen. Auch ihm selbst gegenüber brachte der Vater wenig Geduld und Verständnis auf. Oft examinierte er streng das Wissen des Sohnes, hatte aber für seine Fragen kein Ohr.

Die Tränen liefen mit der Zeit weniger, das harte, schmerzende Schluchzen ging in zitternde Seufzer über und Andreas überließ sich einer Woge von Erinnerungen, die auf ihn einstürmten. Das kleine, übersichtliche Dorf, aus dem sie hatten flüchten müssen. Die behagliche Wärme des Pfarrhofes neben der alten Kirche. Das Bündel Barbara, das

er auf der Kirchentreppe gefunden hatte. Das besorgte Gesicht der Mutter, als sie ihm das Bündel aus dem Arm nahm und es schnell zur Wärme des Kamins trug um nachzuschauen, ob es noch ein Lebenszeichen von sich gab. Die gehässigen Worte der Nachbarin, die nicht für seine Ohren bestimmt waren:

»Jetzt hat sie zu ihren eignen Bälgern, die es nicht geben dürfte, noch einen Bankert. Kommt ja auch nicht mehr drauf an!«

Das immer milde Gesicht des Vaters, der nie mit Zorn auf die bösen Streiche und üblen Attacken reagierte, von denen seine Familie heimgesucht wurde, nachdem der Herzog die Schmalkaldener in die Flucht getrieben hatte. Der Hunger, der den gewohnten Wohlstand ablöste und schließlich die Flucht nach Braunschweig, diese riesige Stadt mit ihrer Unzahl von Häusern, Kirchen, Gassen und Vierteln.

So richtig hatte Andreas das Ganze immer noch nicht verstanden. Alles hatte mit dem rechten Glauben zu tun, den die einen hatten und die anderen nicht und dann doch wieder umgekehrt. Vor allem mit dem Glauben, den sein Vater hatte, der einmal richtig, dann doch wieder falsch und nun wieder richtig war.

Als Andreas klein war, so konnte er sich erinnern, war die Welt in Ordnung. Sein Vater war ein sehr geachteter Mann, er war ja schließlich der Pfarrer. Er war bei den Dominikanern aufgewachsen, hatte im fernen Heidelberg studiert und schon viel von der Welt gesehen. Er redete mit den Junkern, wenn sie zur Beaufsichtigung ihrer Güter in Salder kamen, fast auf Augenhöhe. Sein Blut war fast genauso blau wie ihres und er war über irgendeine Tante, die einen Junker von Salder geheiratet hatte, mit ihnen verwandt. Er beaufsichtigte seinen Adjunkt, einen Mann mittleren Alters namens Laurentius Rethem. Dieser verbeugte sich vor dem Vater und buckelte hier und winselte dort um den Vater herum. Nur wenn der Vater nicht

hinsah, vermeinte Andreas manchmal ein böses Glimmen in den Augen des Adjunktes gesehen zu haben.

Auch die Mutter war geachtet, und man sprach sie mit Frau Pfarrerin an. Sie war immer freundlich zu den Menschen und auch ihr begegnete man mit einer Mischung aus Freundlichkeit, Hochachtung und dann aber noch etwas Unbestimmbaren, das Andreas nicht so recht erfassen konnte.

Die Familie lebte auf dem Pfarrhof, der Dank der reichen Pfründe alles bot, von dem Andreas meinte, dass man es brauchte. Immer reichlich zu essen und warme Kleidung. Mägde und ein Knecht, die der Mutter in Haus und Hof zur Hand gingen, und genug Nachbars - oder Gesindekinder, um immer jemanden zu haben, mit dem man in den vielen Ecken und Winkeln der Scheunen und Ställe spielen konnte.

Wenn der Junker auf den Hof kam oder der Vater ihn mit in die Burg des benachbarten Lehndorfes mitnahm, um dort mit dem Junker zu disputieren, so sog Andreas die Worte ein, die er hörte, ohne sie recht zu verstehen. Aber er wusste, es war wichtig, denn es ging um das Seelenheil. Sein Vater hatte in dieser Sache so viel zu sagen, dass ihm der mächtige Junker an den Lippen hing und gar nicht mehr zu erkennen gab, dass er doch eigentlich über dem Vater stand. Ganz besonders stolz war Andreas auf seinen Vater gewesen, als dieser im Gottesdienst den prächtigen neuen Abendmahlskelch vor der Gemeinde in die Luft hob, den Junker Burkhard der Gemeinde als Zeichen seiner lutherischen Gesinnung gespendet hatte.

Doch irgendwann hatte sich die Stimmung verändert. Ein Krieg war daran schuld gewesen. Ein Krieg und eine bittere Niederlage. Die Schmalkaldener waren besiegt worden und der Herzog herrschte wieder über das Land. Der Junker kam seltener, der Vater wurde nicht mehr in die Burg nach Salder geladen. Im Dorf drehte man sich um, wenn er auf der Straße ging. Die Kirche war leer. Die Gesindekinder wollten nicht mehr mit Andreas und Agnes spielen. Ein paar

Burschen aus dem Dorf hatten Agnes einen Zopf abgeschnitten mit den Worten:

»Dich werden sie sowieso in ein Kloster stecken, da brauchst du deine Haare nicht mehr!«

Nun traute sich Agnes noch nicht einmal mehr vor die Haustür auf den Hof und saß blass und still mit ihrer kleinen Holzpuppe neben der Mutter, wenn diese Näharbeiten verrichtete oder bat um kleine Aufträge, die sie im Haus ausrichten konnte.

Das Schlimmste aber tat man der Mutter an. Hinter ihr her zischelte man Worte wie ›Hure‹ oder ›Priesterweib‹. Und selbst die Frauen, mit denen sie immer gut ausgekommen war, drehten sich im besten Fall verlegen weg und wechselten im schlimmsten Fall die Wegseite, wenn sie durchs Dorf ging. Machte die Mutter Hausbesuche bei den Kranken und Armen, wie sie es immer getan hatte, so ließ man sie teilweise nicht ein. Die alte und kranke Lene, die sich immer so auf die Besuche der Mutter gefreut hatte, bekreuzigte sich und bat die Mutter, nicht wieder zu kommen, denn sie wolle ihr Seelenheil nicht aufs Spiel setzen, wo doch der Herzog das Evangelische verboten und gesagt habe, dass man bei Zuwiderhandeln die Zeit im Fegefeuer ins Unermessliche steigern würde.

Eines späten Abends des Jahres 1547, als draußen ein erster Schneesturm des herannahenden Winters tobte, war es dann ganz schlimm geworden. Die Mutter hatte doch noch einmal einen Korb mit Essbarem gepackt, um zu sehen, ob die Ärmsten ihre Not nicht doch von ihr lindern lassen wollten. Sie war nach Einbruch der Dunkelheit immer noch nicht zuhause. Erst war man noch nicht beunruhigt, der Vater brütete über seinem Predigttext und kam der Bitte der Mutter, in der Zeit, in der sie unterwegs sein würde, ab und zu einen Blick auf die schlafenden Babys Thomas und Barbara zu werfen, nur sehr sporadisch nach.

Andreas hatte eine Schreibübung aufbekommen. Der Vater unterrichtete ihn schon zwei Jahre in Ermangelung

einer Dorfschule selbst. Im Übrigen sollte er den Vater nicht stören, sondern im Gegenteil beim Aufpassen auf die Geschwister zu helfen, da die Mägde vollauf mit Weihnachtsvorbereitungen beschäftigt seien.

Nun aber begann Thomas, der langsam erwacht war, zu wimmern. Es war Zeit für die nächste Mahlzeit an der Brust der Mutter. Auch Barbara erwachte in ihrem Korb und fing an zu schreien. Irritiert rief der Vater nach der Mutter, dann nach den Mägden. Agnes, die den Mägden beim Backen zur Hand gegangen war, kam in die Stube gelaufen und berichtete, dass die Mutter noch nicht da sei. Eine Magd, die nun gerufen wurde, nahm den nun infernalischeschreienden Thomas hoch, der Pastor nahm sich ungeschickt der kleinen Barbara an.

»Lauf und schau auf dem Hof und im Stall, ob der Stallknecht die Mutter aufgehalten hat!«, schickte der Vater Agnes los.

»Der Andreas soll mitkommen, ich fürcht´ mich allein im Dunkeln!«, bat Agnes.

»Gut, gut, aber beeilt euch! Der Karl ist bestimmt im Stall und die Mutter wartet auf die Milch«, beruhigte der Vater.

Agnes und Andreas schlugen sich gemeinsam ein Tuch um die Schultern und stapften hinaus auf den Hof. Erst schauten sie in die Milchammer, in der die fertige Milch, die nicht unmittelbar zum Verbrauch bestimmt war, aufbewahrt wurde. Hier war es dunkel. Sie zogen gemeinsam zum Stall weiter, in dem die zwei Kühe und das Pferd des Pfarrers standen. Hier leuchtete warm ein Talglicht und der Knecht Karl war mit Melken zugange, aber er hatte die Frau Pfarrerin auch nicht gesehen. Die Kinder zogen weiter zum Hühnerstall, aber der lag dunkel. Nur ein paar Hühner gackerten aufgeregt, als die Kinder nach der Mutter riefen. Nun blieb nur noch der Gemüsegarten, aber was sollte die Mutter dort jetzt mitten im Winter zu schaffen haben, schon gar im Dunkeln?

Entmutigt und frierend liefen die Kinder wieder ins Haus, hoffend, dass die Mutter inzwischen schon eingetroffen wäre, aber das laute Schreien der Babys überzeugte sie schon von Weitem, dass das nicht der Fall war.

Der Vater blickte den Kindern mit einem seltsam hilflosen Blick entgegen, halb verärgert, aus seinen wichtigen theologischen Gedankengängen herausgerissen worden zu sein, halb beunruhigt, weil das doch nun seiner treuen und zuverlässigen Magdalena gar nicht ähnlichsah, die Familie in so eine Situation zu bringen. Die zweite Magd wurde gerufen und ihr die schreiende Barbara in den Arm gedrückt. Seinen Mantel, der an einem Haken an der Tür hing, umständlich um die Schultern nestelnd, verließ der Pfarrer das Haus und machte sich auf die Suche nach seiner Frau. Andreas riss Agnes das Tuch, das sie gemeinsam einhüllte, von den Schultern, wickelte sich ganz darin ein und lief dem Vater hinterher. Dieser schlug automatisch den Weg über den Kirchhof in die Richtung der Armenkaten ein. Einen anderen Weg zu nehmen kam ihm nicht in den Sinn, denn dies war der Weg, den seine Magdalena ging um ihre guten Taten zu verrichten. Aber weit brauchten Vater und Sohn gar nicht zu gehen. Gerade als sie durch die kleine Pforte den Kirchhof verlassen wollten, hörte Andreas von der Seite ein leises Wimmern. Sein Blick wanderte durch die Dunkelheit an der Friedhofsmauer entlang.

»Herr Vater, bleibt stehen, da weint was. Bestimmt ist da wieder ein Baby wie Barbara!«

Der Vater, der abrupt stehenblieb, wandte sich nach links und ging ein paar Schritte an der Friedhofmauer entlang. Dann stieß er einen Schrei aus und warf sich auf die Knie neben einem zusammengesunkenen Bündel auf dem Boden.

»Andreas, lauf und hol den Karl! Schnell, es ist die Mutter, sie muss ins Haus, lauf, lauf!«, schrie der Vater mit sich überschlagender Stimme.

Andreas lief, als wäre der Teufel hinter ihm her und kam nach kürzester Zeit mit Karl im Schlepptau aus dem Stall auf

den Kirchhof gerannt. Hier schwankte ihnen der Vater mit seiner Last im Arm entgegen und Karl lief und breitete die Arme aus um dem Pfarrer, der nun schon zu stürzen drohte, die Last zu erleichtern. Gemeinsam schlepten die beiden Männer die Mutter ins Pfarrhaus, wo Agnes wartend in der Stube kauerte.

Die Magd hatte sich mit den Säuglingen in die Küche verzogen, um sie mit in Kuhmilch getauchten Lappenzipfeln zu beruhigen.

Ungeachtet der Bücher, die auf dem Tisch lagen, legten die Männer ihre Last dort ab, und der Vater befreite das Gesicht der Mutter aus der schützenden Kapuze ihres Umhanges. Stöhnend öffnete die Mutter die Augen, über denen auf der Stirn eine lange, blutige Schramme verlief. Zitternd packte sie den Pfarrer beim Arm und sagte:

»Es ist nichts! Schick die Kinder in die Küche. Es geht gleich wieder!«

Sie zog sich an den Armen des Vaters in sitzende Stellung, musste aber ihren Kopf an seine Schulter legen, weil ihr offensichtlich schwindelig wurde.

»Magdalena, was ist passiert? Bist du verletzt? Woher hast du diese Schramme?«, stammelte der Pfarrer hilflos.

»Sollen wir den Bader holen?«

»Nein, es ist nichts! Agnes, geh und hol die Anna. Sie soll ein reines Tuch und warmes Wasser mitbringen. Ich muss mir nur das Blut abwaschen, sonst geht es mir gut.«

Agnes lief in die Küche. Andreas packte die Hand der Mutter, die an der Seite des Vaters herunterhing und streichelte zärtlich die eiskalten Finger. Ein leichter Druck der Hand der Mutter antwortete ihm, und sofort wurde ihm wohler zumute. Kurz darauf erschien ein ganzer Zug in der Stube. Voran Agnes mit einer kleinen Schüssel mit Wasser und einem Tuch über der Schulter, hinten drein die beiden Mägde mit immer noch je einem Baby auf dem Arm, die verzweifelt an je einem Tuchzipfel nuckelten.

Nun ging alles schnell wieder seinen Gang. Die Magd Anna übernahm das Regiment, reichte Thomas an den Pfarrer weiter, geleitete Magdalena in den hohen Lehnstuhl und säuberte behutsam die Schramme an der Stirn, die an ihren Rändern in einen hässlichen blauen Fleck überging, aber im Übrigen nicht so schlimm war, wie sie zunächst ausgesehen hatte.

Franzi, die andere Magd, wurde angewiesen, Feuerholz nachzulegen, damit es wärmer in der Stube würde, Karl wurde angewiesen, mit Agnes und Andreas zusammen, die Tiere zu versorgen. Andreas, der sich nur widerwillig hinausschicken ließ, sah noch, dass der inzwischen wieder weinende Thomas der Mutter an die Brust gelegt wurde und sofort verstummte.

Als Andreas in der Dämmerung des nächsten Morgens aufwachte, hörte er sofort, dass im Haus schon ein unruhiges Treiben vor sich ging. Er stupste Agnes an, die neben ihm noch tief schlief. Als sie schlaftrunken die Augen öffnete, stieg er zähneklappernd aus dem warmen Bett in die Kälte und schaute aus dem Fenster in den Hof. Hier stand das Pferd des Pfarrers angespannt vor dem Einspanner. Der war beladen mit einigem Zeug, vor allem mit vielen Decken. Dahinter wartete ein Bauernkarren mit einem groben Bauerngaul. Andreas erkannte, dass dieser dem Bauern Bermann gehörte, einem Mann, der auch in letzter Zeit noch verstohlen freundlich zur Pfarrfamilie gewesen war - und diesen Karren belud Karl mit Truhen, einem Tisch, ein paar Stühlen und Strohsäcken, die in den Betten als Unterlagen dienten.

Nun stürmte Anna in die Schlafkammer der Kinder.

»Schnell, zieht euch an. Alles, was ihr habt übereinander. Ihr tut eine Reise in die Stadt mit euren Eltern. Aber es ist sehr kalt draußen!«

Sie riss hektisch Bettzeug und Strohsack aus dem Bett der Kinder und war auch schon wieder aus der Kammer gestürmt. Erschrocken und ängstlich fuhren Andreas und

Agnes in ihre Kleider. Agnes zog das Sonntagskleid über den Alltagskittel, den sie über das Leinennachthemd gezogen hatte, über die dünneren Strümpfe die dicken Strümpfe, über den Sonntagsumhang das Tuch für alle Tage. Zum Schluss sah sie fast breiter aus als lang, und Andreas musste trotz aller Sorge lachen. Bei ihm allerdings verhielt sich die Sache nicht viel anders, nur, dass er mit dem Übereinander ziehen Probleme bekam, da er schon wieder gewachsen war und alles sowieso schon ein bisschen knapp saß.

Als sie fertig in ihre Sonntagsschuhe geschlüpft waren und die Holzschuhe für alle Tage in der einen Hand, die Kissen ihres Bettes in der anderen Hand aus der Kammer traten, wurden sie von Karl zum Einspanner geschoben und hineingehoben. Zu ihrer großen Freude saßen dort die sehr blasse Mutter mit Thomas und die Magd Anna mit Barbara im Arm. Karl warf nun noch ein paar Decken aus den Schlafkammern über die kleine Gesellschaft, die sich dankbar darin einhüllte.

Der Vater trat aus dem Haus, tief verumummt in seinem dicken Umhang, unter dem Arm noch ein zusammengeschnürtes Paket aus Büchern, das er auch noch in den engen Kutschraum stopfte. Dann setzte er sich selbst auf den Kutschbock, rief Franzi, die im Eingang stand, noch ein paar Anweisungen zu und schnalzte dann mit der Zunge um sein betagtes Pferd anzutreiben. Langsam ruckte die Kutsche an und verließ den Pfarrhof. Als Andreas zurückblickte, versperrte der hochbeladene Bauernkarren, der ihnen mit Karl auf dem Bock folgte, die Sicht auf das Pfarrhaus, das Heim, in dem er aufgewachsen war.

An die lange Fahrt in die große Stadt konnte Andreas sich nicht mehr sehr gut erinnern. Nur, dass es sehr kalt gewesen war und dass man mehrmals hatte anhalten müssen, um Schneewehen, die den Weg versperrten, wegzuschaufeln und an den erleichterten Seufzer der Mutter, als man den mächtigen Rothenturm an der

Landwehr durchfahren hatte. Zwar war es nun nicht mehr weit bis zur Stadt, wie der Vater sagte, aber angesichts des immer schlechter werdenden Wetters und der großen Erschöpfung der Mutter beschloss er, dass man die Nacht in einem Wirtshaus im Dorf Broitzem verbringen wolle.

An den ersten Blick auf die Stadt am nächsten Morgen konnte Andreas sich jedoch noch gut erinnern: Unzählige hohe Türme, Mauertürme und Kirchentürme, ragten hinter einem langen Band von mächtigen Mauern wie die Finger Gottes in den strahlend blauen Winterhimmel. Wie Engelsstaub glitzerte der weiße Schnee, der tatsächlich liegen geblieben war, auf den Dächern Häuser, Türmen und Kirchen. Während die Kutschen nun über den schon stark befahrenen Steinweg auf das Hohetor zu rumpelten, betrachtete Andreas immer ehrfürchtiger werdend die riesigen Mauerbollwerke. Als das äußere Hohetor passiert war, hatte man nicht etwa die Stadt vor sich, sondern es ging über eine hölzerne Brücke, die sich über einen tiefen Graben wölbte, auf einen weiteren Wall zu, auf dem eine niedrigere Mauer errichtet war. Wieder musste eine Brücke überquert werden und nun näherten sich die Kutschen nur noch sehr langsam - manchmal mussten sie sogar ein paar Minuten stehen bleiben - dem Innentor.

Als der Familie von den Stadtwächtern nach einer kurzen Befragung und Erstattung des Wegzolls erlaubt wurde, das Hohetor zu passieren, überquerten die Kutschen einen weiteren tiefen Graben, und nun befand man sich endlich im Inneren der Stadt. Der Großteil der vielen Wagen, Karren und Fußgänger, die das Tor passiert hatten, zog geradeaus und wurde allmählich vom Gewirr der Gassen der Stadt verschluckt.

Die Kutschen des Niederfredener Pfarrhauses jedoch wandten sich sofort nach rechts und holperten über die parallel zu den Wällen verlaufende Echternstrasse.

Schmale Fachwerkhäuser, zum Teil strohgedeckt, begrenzten die Straße. Zwischen ihnen verliefen kleine,

dunkle Gänge. Die oberen Stockwerke ragten weiter auf die Straße hinaus und manchmal befürchtete Andreas, dass das Dach der Kutschen hier hängenbleiben mochte. Zum Teil wurde die Straße aber auch durch die Hinterhäuser begrenzt. Hier sammelte sich allerlei Unrat undefinierbarer Art, der zum Teil, wie Andreas feine Nase zu erahnen glaubte, auch von Schweinen stammte. Am Ende der Echternstraße erhob sich die hintere Seite der Michaeliskirche. Das Pfarrhaus daneben war das erste Ziel der Flüchtlingsfamilie, denn mit dem Pfarrer war Nicolaus befreundet und in ihm hoffte er einen ersten Anlaufpunkt zu finden, von dem aus man sich weiter orientieren würde.

Kapitel III

*Mytten in der hellen angst
unser sund uns treiben.
Wo soln wir denn fliehen hyn,
da wir mugen bleiben?
Martin Luther*

Ein eisiger Windstoß und ein beharrliches Rufen, das Andreas, zunächst noch in seinem Traum gefangen, einer Marktfrau auf dem Kohlmarkt zuordnete, weckten ihn. Die Erinnerungen hatten ihn in einen Schlaf mit wirren Träumen geleitet, die in einem wilden Treiben von pferdefüßigen Männern, gehörnten Kürbissen und leichtgeschürzten Marktweibern, die in einem wilden Reigen um ihn und seine Geschwister herumtanzten, ihren Höhepunkt gefunden hatten. Nur langsam fand Andreas sich in der Wirklichkeit wieder und sah erstaunt, dass sich mittlerweile die neblige Nachmittagsdämmerung wie ein feuchter, trister Teppich über die Wiesen zu legen begann.

Wieder ertönte das Rufen einer herben Frauenstimme, nun konnte Andreas auch ausmachen, dass sie immer wieder ›Brauner!‹ rief und dass sich ihr Standort schnell veränderte und sich ihm nicht unbedingt näherte. Aber plötzlich tauchte in seinem Gesichtsfeld etwas Braunes auf, ein Pferd nämlich, ja eigentlich eher ein Esel, nein, jetzt erkannte er es genau, ein Maulesel, mitschleifenden Zügeln und hochbepackt. Das Rufen völlig ignorierend, graste das Tier und bewegte sich dabei langsam weiter auf Andreas zu. Zu spät erkannte es, dass es nun aus war mit der eben

erkämpften Freiheit. Andreas erhob sich blitzschnell aus dem hohen Gras und schnappte sich den schleifenden Zügel, als das Tier nahe genug an ihn herangekommen war. Ein kurzes, erschrecktes Aufbäumen, das den Gepäckberg auf dem Rücken des Maulesels gefährlich ins Wanken brachte, dann das Resignieren eines Tieres, das es gewohnt war, in Knechtschaft sein Leben zu fristen.

Andreas strich dem Maulesel sanft über das weiche Maul und klopfte ihm beruhigend auf den Hals. Tiere hatte er schon immer sehr geliebt und er konnte gut mit Pferden umgehen. Ein eigenes Tier war sein sehnlichster Wunsch, ein Hund oder gar ein Pferd - dafür würde er sterben, nein noch besser, dafür würde er sogar die endlosen Studierstunden in der Schule und zuhause unter Aufsicht des Vaters willig ertragen. Wann immer es möglich war, versuchte er dort zu sein, wo Tiere ein wichtiger Bestandteil des Lebens waren. In der Schmiede ging er gerne Meister Wolfhardt zu Hand, wenn es darum ging, ein Pferd neu zu beschlagen. Er konnte stundenlang dastehen und das Pferd festhalten und es beruhigen, wenn es nötig war.

Die durch die Straßen streunenden Katzen betrachtete er nicht als lästiges Übel für die Mäuse - und Rattenbekämpfung, sondern manch müßige Minuten, die eigentlich für seine Studien bestimmt waren, verbrachte er in der faszinierten Beobachtung einer Katze, die regungslos an einer Stelle verharrte, um im nächsten Moment wie ein Pfeil hochzuschnellen und sich auf die anvisierte Beute zu werfen. Selbst das Spiel der Katze mit der Beute ließ ihn die Zeit vergessen, müsste er doch eigentlich Mitleid mit der armen eroberten Kreatur haben. Aber die Grausamkeit der Natur, fand er, wurde hier so elegant und spielerisch offenbart, dass sie sich wie ein leichter, edler Tanz in perfekten Harmonien ausnahm und allen Schmerz und Leid vergessen ließ.

Hunde waren Tiere, die hier in der Stadt einen trostlosen Anblick boten. Angekettet als Wachhunde der reicheren

Häuser schossen sie geifernd und bellend aus Toreinfahrten heraus, wenn sich jemand näherte, nur um dann plötzlich von ihren Ketten zurück gerissen zu werden. Ihrem Instinkt, den vermeintlichen Eindringling zu unterwerfen, durften sie ein ums andere Mal nicht nachgeben, denn für ihre menschlichen Beherrscher war die Arbeit in dem Moment getan, wo die Kette zu Ende war. Dieses sich immer wieder wiederholende Schauspiel widerte Andreas an und er versuchte Begegnungen mit diesen Kreaturen möglichst zu vermeiden.

Schwach konnte er sich aber an die wundervollen Erlebnisse erinnern, die zu einer Kindheit auf einem Dorf gehörten. Das Pferd des Pfarrhauses im Stall, betagt und nicht besonders elegant, aber sanft und umgänglich, auch wenn eine Horde Kinder um es herumtanzte. Die stolzen Rosse des Junkers, die er manchmal unter der Aufsicht des wachsamen Karl halten oder auf dem Pfarrhof herumführen durfte, wenn der Junker auf einen kurzen Besuch beim Pfarrer hereinschaute. Die beiden sanftäugigen Kühe. Die Hündin des Schäfers, eines Tages umgeben von einem Gewusel kleiner weicher Knäuel, eines putziger als das andere. Und natürlich auch hier viele Katzen, die ihre Arbeit taten.

Aber ein eigenes Tier lag hier in der grauen Stadt weit außerhalb der Reichweite für Andreas. Ein Pferd konnte der Pfarrer sich nicht mehr leisten und hier in der Stadt brauchte er ohnehin keines. Ein Hund wäre da ein Esser mehr, wo es ohnehin manchen Tag nicht allzu viel gab. Katzen waren Nutztiere, die keinen Freund brauchten und man sollte sie um Gottes Willen nicht mit Füttern davon abhalten, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Und außerdem sollte er seine Zeit sowieso damit ausfüllen, eifrig zu studieren, damit aus ihm ein ebenso gelehrter Mann würde, wie aus dem Vater.

Allmählich näherte sich die mittlerweile sehr ungeduldige Stimme der Frau, die Andreas aus dem Schlaf gerissen